Kurzpredigt über Lukas 11, 1-4 (mit Seitenblick auf Sir 35,16-22a)

im Universitätsgottesdienst (09.05.2021)

Prof. Dr. A.M. Ritter

Kanzelgruß. Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus. Amen

Predigttext. Als Text meiner Kurzpredigt zum heutigen Sonntag ROGATE – in Stellvertretung für die erkrankte Frau Dr. Katrin Kö­nig, der unsere besten Genesungswünsche gelten – lese ich einen Ab­schnitt aus dem Lukasevangelium, vom Anfang des 11. Kapitels.

Es heißt dort:

Es begab sich, dass Jesus an einem Ort war und betete. Als er aufgehört hatte, sprach einer seiner Jünger zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Jo­han­nes seine Jünger lehrte. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ihr betet, so sprecht: Vater! Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Gib uns unser täglich Brot Tag für Tag und vergib uns unsere Sünden; denn auch wir vergeben jedem, der an uns schuldig wird. Und führe uns nicht in Ver­su­chung.

Gebet: Herr, mach uns still und rede Du. Amen

Predigt.

Oft, wenn Jesus beten wollte – so erinnern sich gewiss alle unter Ihnen, schon einmal gehört oder in der Bibel gelesen zu haben –, ging er in die Ein­sam­keit, abseits auf einen hohen Berg oder aber in die Stil­le der Wüste. Er hat jedoch auch gebetet, wenn seine Jünger dabei waren. Und das scheint sie so beeindruckt zu ha­ben, dass eines Tages einer der Jünger Jesus – spontan – bittet: „Herr, lehre *uns* beten“. Es war wohl das Wichtigste, was ein Lehrer oder Prophet seinen Schülern oder Jüngern vermitteln konnte: Die Kunst (was bekanntlich von Können kommt) zu beten. Auch Johannes der Täufer hatte seine Jünger in dieser Kunst un­ter­wiesen.

1. Ja, *beten müsste man können!* Der Volksmund gibt vor zu wis­sen, *Not* lehre beten. Doch wissen wir aus Erfahrung auch um den gegenteiligen Effekt: *Not* lehre *fluchen*. Wie oft in den zurückliegen­den Corona-Zeiten, um dieses Schreckenswort ein einziges Mal in den Mund zu nehmen, nicht gebetet, sondern geflucht worden sein mag? Kein Zweifel je­den­falls: die Sprache der Not hat nicht nur *ein* Wör­ter­buch und nicht nur *eine* Gram­matik.

Das gilt übrigens nicht nur für die Katastrophen, die uns spüren las­sen: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen“. Es gilt aber genau so für das *alltägliche* Unglück à la Erich Kästner: „als sie ein­an­der“ – nicht 27, sondern – „acht Jahre kannten / und man kann sagen: sie kannten sich gut, / da kam ihnen ihre Liebe abhanden / wie anderen Leuten Stock und Hut.“

Unser Predigttext möchte uns für einen Perspektivenwechsel ge­win­nen, eine *neue* Sichtweise vermitteln. Danach wären wir gar nicht mehr *angewiesen* auf unsere Erfahrungen, die uns im Zwei­felsfalle nicht auf Gott, sondern immer wieder auf uns selbst zurück­kommen lassen. So sehr sei vielmehr *Gott für uns*, dass wir trotz aller Aporien des Mensch­seins auch *für ihn* sein und also beten könnten, beten können, wie Jesus es gelehrt hat. Und *der* verkörpert und verbürgt nicht nur, *dass* wir’s können; er sagt uns nicht nur, *wie* wir’s können (nicht viele Worte, nicht „zur Schau“, in aller Freiheit eben von den Leuten!), sondern er lehrt auch, *was* wir beten können: wir kennen seine Worte, besonders gut in der Fassung des Evangelisten Matthäus, vom Vater un­ser bis zur Herrlichkeit in Ewigkeit.

Doch auch die Lukasfassung ist, salopp gesprochen, „nicht von schlech­ten Eltern“. Sie gibt genau so wie die Matthäusversion einen Eindruck der Jünger von Jesus, seiner Gebetslehre und -praxis, wie­der. Es kann danach getrost noch viel kürzer, direkter, ele­mentarer zu­ge­hen beim Beten, noch mehr auf das Aller­wich­tigste konzentriert. Es genügt zu sagen, ge­ge­be­nenfalls auch zu stammeln: Vater; dass Sein, nicht unser Wille geschehe; dass Seine gute und gerechte Herrschaft sich ausbreite und durchsetze, Sein Reich unsere Lebensperspektive werde, auf die wir zugehen; beten darum, dass wir schlichtweg zu *leben* haben, Tag für Tag, und um anderer willen auf vieles ver­zichten lernen, weil es sonst *vollkommen* hoff­nungslos bestellt wäre um Gerechtigkeit und Frieden auf Erden; dass wir nie aufhören, an die Macht der Ver­ge­bung zu glauben, und Vergebung immer besser zu üben lernen; und endlich dass wir das als *die* große Ver­suchung ausmachen, vor der Er uns gnä­dig bewahren möge, anzu­neh­men, Er habe je andere Gedanken uns ge­genüber als die der Liebe und des Friedens.

1. Allein, es gibt auch *Einwände* gegen diesen Gebetslehrer; und die sollen auch heute morgen nicht verschwiegen werden.

Zweieinhalb Jahrhunderte (und mehr) ist das Selbstbewußtsein der Kritik am „kindlichen“ Glauben alt, der im Gebet des „Vaterunser“ das Gebotene tut. Denken wir nur an Goethes Ode „Pro­me­theus“, ent­standen in der „Sturm und Drang“zeit des späteren Olympiers.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,

mit Wolkendunst,

Und übe, dem Knaben gleich,

An Eichen dich und Bergeshöhn etc.

Nicht zufällig mutet das unsereinem wie ein Anti-Vaterunser an. Ist dieses in *keinem* Falle die Wunschphantasie eines unmündigen „Kin­des“, das nicht weiß, „wo aus noch ein“; ein „Schla­fender da droben“, herzlos und taub, von dem einer sich *zurecht* verab­schiedet, der „zum Manne geschmiedet“ wurde im Ringen mit dem unabwendbaren Lauf der Dinge?

Was soll man erwarten vom „Kommen“ eines „Reiches“, das ohne­dies über dem „Wolkendunst“ schwebt und von dessen Einfluss der Lebensraum der Menschen mit „Erde, Hütte, Herd“ von vorn­herein gar nicht berührt werden soll? Und der „Wille“, der „im Himmel wie auf Erden“ geschehen soll, wird weder hier noch dort sonderlich viel an den Ver­hältnissen ändern, wenn er sich in unreifen und nutzlosen Kraftprotzereien bloß austoben kann.

1. Gib uns unser täglich Brot Tag für Tag, lehrt Jesus beten; Prometheus dagegen hält die himmlische dreiviertel Null für nicht ein­mal in der Lage, sich den eigenen Bedarf zu ver­schaffen; wie sollte er unter diesen Umständen von den eigenen Lebensbedingungen anders sprechen als so: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig-glühend Herz“? Wer – über und unter der Sonne – kein einziges gleichbe­rech­tigtes Gegenüber im Leben hat – wie der Goe­thesche Prometheus –, jenes Ich, das Gott missachtet und Menschen zu Wiederholungen sei­ner selbst formt (sozusagen: klont): für den ist die Bitte um Verge­bung der Schuld, um nur sie noch zu nennen, von vornherein sinnlos, gegenstandslos …

Unsere Erfahrung *ist* mehrdeutig, wie sie es schon für Goethe war. Das bestimmte Gefühl, dass uns etwas Entscheidendes zum Leben feh­lt, wenn wir nicht beten, *und* die innere Stim­me, die uns zuflüstert: „hat doch alles keinen Zweck“; sie *beide* machen unsere Erfahrung aus. Bleiben wir auf uns gestellt, werden wir aus diesem Spie­gel­ka­bi­nett unserer Erfahrung und Gefühle nie herauskommen.

Gott aber, der österliche Gott, will uns nicht stecken lassen im Lei­den an unserer wider­sprüchlichen Erfahrung. Darum schließt er sie auf, indem er uns von Jesus *vorsagen* lässt, was wir tun können: *Hö­ren und Beten.* Ganz einfach – und *vor* allem Wenn und Aber; eine Ru­he­pause in der quälerisch-selbstquälerischen Reflexion.

*Wenn* wir nun beten, wie wir beten sollen: Vater unser im Him­mel oder noch einfacher: Vater, dann *können* wir – unversehens – eine wichtige Erfahrung machen: die Erfahrung, dass unsere alte Er­fahrung nicht mehr die alte ist. Verkehrtes wird nicht verschwiegen, sondern benannt und so *zu­recht*gebracht; auf den Kopf gestellt wird, was unveränderlich schien; der schwierige, nervige Zeitgenosse neben uns entpuppt sich als unser Bruder, unsere Schwe­ster. Das ist die Er­fah­rung der – grenzenlosen – Liebe des „Vaters im Himmel“, „dass wir Gottes Kin­der heißen sollen – und sind es auch“!

Als *Menschen,* wohl bemerkt, so, wie wir nun einmal sind, sind wir in die Gotteskindschaft berufen; es werden also Konflikte bleiben, auch solche, die menschlich un­lösbar sind oder erscheinen. Aber es gibt unserer Welt wie der Erfahrung, die wir in ihr machen, ein neues Gesicht, ein neues Vorzeichen. Und das reicht weit, weit in die Zu­kunft hinein: „Wir sind *Gottes Kinder*; es ist aber noch nicht er­schienen, was wir *sein werden*“ (sagt der 1. Johannesbrief [3,2]). Es ist „noch nicht erschienen“, ist noch nichts ausgemacht, nichts defini­tiv, nichts entschieden! Es kommt, heißt das, noch mehr auf uns zu, *wenn* wir nur erst (wieder) anfangen woll­ten zu beten.

Diese Erfahrung mit der Erfahrung nennt die Bibel die Erfahrung des Geistes, *Gottes* Geistes. Aber das, liebe Gemeinde, ist ein neues Kapitel – und davon mehr, je mehr wir *von* Ostern *auf* Pfingsten zu­gehen.

1. Doch statt der Botschaft von Pfingsten vorzugreifen, lasst uns abschließend noch einen Moment lang im *Vorfeld* verweilen und der Weisheitsrede des Je­sus Sirach, dem wir die Altarlesung verdankten, unser Ohr lei­hen:

Weil nicht auszuschließen ist, dass nicht allen klar war, um wen oder was es sich handelt, sagʼ ichʼs in aller Kürze: Jeschua ben Si­ra, so sein hebräischer Name, heißt der Enkel eines Jerusalemer jüdischen Schrift­­gelehrten namens Sirach (Sira), der das Werk des Großvaters, man hat es ein „Lehrbuch der Lebensklugheit und Moral“ von genuin jüdischem Charakter genannt, aus dem Hebräischen ins Griechische über­setzte. Wie seine häufige Zitierung zeigt, war es im rabbinischen Ju­den­tum wie im frühen Christentum außerordentlich beliebt. Es ist zwar nicht mehr in den hebräischen Bibelkanon ge­langt, war aber, wie es scheint, schon immer fester Bestandteil der *griechischen* jüdischen Bibel, der sog. LXX. Luther fand, es sei genauso wie andere Spät­schriften des AT „nützlich zu lesen“ und reihte es unter die sog. at.lichen Apokryphen ein. Machen wir an den Schlussversen der Le­sung die Probe aufs Exempel.

„Das Gebet eines Demütigen dringt durch die Wolken“, hieß es da, „doch bis es dort ist, bleibt er ohne Trost, und *er lässt nicht nach*, bis der Höchste sich seiner annimmt und den Gerechten ihr Recht zu­spricht und Gericht hält“. Auch hier also befinden wir uns in einer Schule des Gebets. Tun wir es mit *Demut*, *Ausdauer* und *Ge­rech­tig­keits­sinn*, so werden unsere Gebete, versichert uns Jesus Si­rach, „die Wol­ken durchdringen“ und bei Gott Erhörung finden. Und wir dürfen etwas schmecken von jener „Freiheit“, wie sie einst Reinhard Mey besang in dem bekannten Lied: „Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein“. Denn „alle Ängste, alle Sorgen, sagt man, blieben darunter verbor­gen“.

Ist das etwa nicht „nützlich zu lesen“ und sich zu Herzen zu neh­men, frage ich Sie?

Kanzelsegen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, der bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Bruder und Herrn. Amen